

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 60 (1956-1957)
Heft: 8

Artikel: Das Totengeld
Autor: Caltofen, R.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-667412>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

«Ich schreibe solche Betrachtungen für das Radio und habe das Recht, sie später in der Zeitung zu veröffentlichen.»

Auswerten, dachte Charles, das hatte man dann. Es war ihm jetzt sehr peinlich.

«Sie sind ein Tonbandjäger, junger Mann. Aber Sie sind nicht ein echter Jäger, Sie sind ein Freibeuter, ein Seeräuber auf dem Meer der Radiowellen. Ein starkes Stück, mich mit meinem eigenen Feuilleton betrügen zu wollen. Lassen Sie das. Lassen Sie solche Dinge bleiben. Auf Wiedersehen, aber bitte nicht als Plagiator!»

Zwei Tage später spielte Charles wieder Tischfussball. Er hatte es satt, Dinge zu konservieren, die einem zu Taten reizten, deren Folgen unübersehbar waren. Auswerten! Seine Kollegen hatten keine Ahnung vom Leben. Immerhin, dass andere Leute die Initialen seiner Taschentücher in die Zeitung druckten, das hätte er selbst nicht so ohne weiteres angenommen.

R. Caltofen

D A S T O T E N G E L D

Ich war schon dreimal an das Fenster gegangen und hatte mir ein Guckloch durch die vereiste Fensterscheibe gehaucht. Und obgleich ich genau wusste, dass ich ja doch nichts weiter sehen konnte als Schneeflocken und Schneeflocken, ging ich zum vierten Male in den Erker und hauchte und schaute in alle drei Himmelsrichtungen, die die tiefen romanischen Bogenfenster für gewöhnlich meinem Blick freigaben. Es war ein Schneetreiben zum Gotterbarmen. Ich hatte es in den Fällen von Lappland nicht schlimmer erlebt.

Das also war Tras-os-Montes. Wer in der Welt weiss, wie es hinr «Hinter den Bergen» aussieht?

Unberührt, den Alpen an Schönheit ebenbürtig, an Wildheit überlegen, liegen die Berge von Tras-os-Montes da, nicht fern der rasenden Expresszüge und doch so fern wie am Ende der Welt.

Sie sind wundersam schön, wenn ihre warmen Quellen im Frühling bunte Bänder aus Blumen und lichtem Grün zwischen Schnee und Eis von

Dörfchen zu Dörfchen schlingen und die ersten süßen Vogellieder aus duftenden Ladanbüschchen perlen, wenn sie sommertags in der sanften Melodie von tausend lieblichen Herdenglöckchen erklingen und die Schleier ihrer Staubbäche in der Glorie der siebenfarbigen Himmelslichter funkeln, wenn zur Herbstzeit zutrauliche Sonnenstrahlen die verwunschenen Waldreben und Flechtengnome küssen und uns in den grossen, bangen Augen des scheuen Hochwildes die Seele des Bergwaldes entgegentritt.

Am schönsten aber ist es in den dunklen Nächten um Johann. Dann fangen die finstern Berge an zu leuchten. Dann ist es, als seien alle ihre Gipfel und Grade aus so schimmerndem Marmor und Alabaster, wie er in ihrem Schosse ruht. Dann ist es, als hätten sie sich geöffnet und liessen ihre Herzen sehen, ihre Herzen aus kostbarem Erz und aus Silber und purem Gold.

Dann sind sie zauberhaft schön. Ja, dann sind sie ein Stück Himmel. Aber sie können auch ein Stück Hölle sein.

Dona Encarnacão hatte sich erhoben und kam quer durch die grosse, niedrige Stube auf mich zu. Sie bekreuzigte sich und mich.

Draussen wütete der Sturm.

Sie steckte die Petroleumlampe an. Die Flamme zuckte.

Sie liess die äusseren Läden schliessen und schloss dann selbst die inneren Läden.

Der Sturm zerrte an den Schindeln. Er schlug mit den Aesten des knorriegen Nussbaumes gegen das Mauerwerk.

Drinnen war Stille und Geborgenheit. Ich war von Herzen dankbar, dass ich hier drunten sein konnte. Ich hätte mich gefürchtet, jetzt allein in dem frostigen, windigen Turmzimmerchen weilen zu müssen.

Die alte Uhr an der Wand tickte die Zeit fort. Warm und traurlich fiel der Schein der Lampe auf den mächtigen Tisch und auf die getäfelten Wände. Das rote Petroleum in dem farblosen Glasbehälter strahlte wie ein grosser Rubin. Strahlte im gleichen Frieden wie das ewige Lämpchen, das im Hintergrunde vor goldenen Heiligenbildern und papiernen Lilien tröstete. Strahlte in gleicher Lebendigkeit wie die zittrigen Reflexe, die die Gläser mit dem dampfenden, verdünnten Rotwein auf das handgewebte Tischtuch warfen.

Dona Encarnacão stopfte die Läden mit alten Wollflicken fest. Dann warf sie ein paar getrock-

nete Orangenblüten in den heissen Wein und setzte sich an das Spinnrad.

Das Spinnrad schnurrte.

Der Sturm raste. Und dann fing es an zu heulen. Es war ein schauriges Heulen.

«Nicht bange sein», sagte Dona Encarnacão mit ihrer gütigen Stimme.

«O Senhora, die Hunde heulen so sehr.»

Sie sah mich ernst an. Sie machte den Mund auf, so, als wollte sie etwas sagen. Aber sie machte den Mund wieder zu.

Dona Tulia kam herein. Sie war Dona Encarnacão's jüngste Tochter. Sie war ein blutjunges, blühendes Menschen kind. Ihr grosses goldenes Kreuz flimmerte im Lampenschein. Es hob sich seltsam streng von dem schlichten, schwarzen Kleid ab. Ausser dem Kreuz und dem Kleid aber alles lachende Jugend an Tulia.

«Sie einmal nach dem Brasero, Töchterchen.»

«Aber Mutter. Es ist hier ja so warm», sagte sie und entledigte sich dabei mit jugendlichem Schwung ihres wollenen Schultertuches.

«Sieh nach dem Brasero, Töchterchen! Siehst du nicht, wie der Senhor friert?»

Tulia schaute mich einen Augenblick halb belustigt, halb mitleidig an. Dann griff sie nach dem Feuerhaken und fuhr damit so energisch in dem kupfernen Holzkohlenbecken unter dem Tisch herum, dass die Funken sprühten.

«Muito obrigado», sagte ich, als sie nach einer Weile den grossen, klingenden Metalldeckel auflegte und dann mit hochrotem Gesicht, stöhnend vor Hitze, wieder zum Vorschein kam.

Tulia nahm Platz. Sie zupfte verspielt an der langen Schleife herum, mit der sie das Samtbandchen zusammengebunden hatte, an dem das Kreuz hing.

«Nimm dir eine Arbeit vor, Töchterchen.»

Tulia stand gehorsam auf und holte sich einen Strickstrumpf.

Und während sie die Nadeln emsig durch die Finger gleiten liess, sah sie verstohlen zu mir herüber. Ihr Mund durfte nicht fragen, das hätte die Mutter nicht erlaubt, aber ihre jungen Augen fragten desto beredter. Sie fragten nach der Stadt Braganza und nach der grossen Stadt Lisboa. Nach dem eleganten Palmenkorso dort und nach den riesigen Schiffen und nach den vornehmen Geschäften. Und ob es wohl wahr sei, dass es dort alle Wochen Blumenspiele und alle Tage Tanz...

Auch die Mutter schien diese Fragen in den Augen ihrer Tochter zu lesen. Draussen ging wieder das schaurige Heulen los.

«Bete, Töchterchen, bete.»

Die Tochter senkte die Augen und strickte leise murmelnd weiter.

Ich weiss nicht, wie lange wir so gesessen haben. Es muss weit nach Mitternacht gewesen sein. Man wollte mich wohl nicht allein lassen, denn sonst pflegt man hier nicht in so später Stunde auf zu sein.

Der Sturm liess nicht nach. Das Heulen kam und ging. Mir rieselte es eiskalt über den Rücken, aber ich wagte es nicht mehr zu sagen.

Da hörten wir Schritte vor dem Haus.

So schleppende Schritte... Aber es macht ja müde, durch den tiefen Schnee zu gehen.

Da hörten wir ein Klopfen an der Tür.

So ein zages Klopfen... Aber man kann ja mit eiskalten Fingern nicht so laut klopfen.

Tulia hatte schon den Armleuchter angezündet und eilte die knarrenden Holzstiegen hinab.

Sie rief das übliche «Entre quem el!». Herein, wer es auch sei.

Da ging die Tür auf. Ein Greis wankte herein.

Tulia flog vor Schreck zurück. Dann hob sie den Leuchter gegen das fremde Gesicht. Was für ein erbarmungswürdiges Gesicht! Das Haar hing voller Eis und Schnee. Die blauen Lippen bebten. Und die Augen, die armen, alten Augen glichen Seen von ungeweinten Tränen.

Sie baten den fremden Greis eilig und herzlich ins Haus. Es schien, als höre er es nicht. Er sah uns an, aber seine Augen blieben nicht bei uns, sie gehörten jemand anders. Er zog mit zitternden Fingern eine Geldbörse hervor und bat mit erstickter Stimme um einen Kupfer.

Ein Bettler! Hier, wo selbst die Aermsten es ablehnen, eine bezahlte Arbeit anzunehmen.

Er fühlte das Staunen. Ein wildes Schluchzen brach in ihm heraus.

«O bitte, liebe Leute, nur einen Kupfer... Nicht für mich... Für meinen Sohn. Er muss ins Grab... und seine Börse ist leer...»

Sie liefen schnell nach Kupfermünzen. Mir blieb der Sinn seiner Worte dunkel. Auch ihnen war er wohl nicht ganz klar.

«Aber guter Alter», sagte Dona Encarnacão weich, «es geben ihm doch alle etwas. Das ganze Totengeleite. Dann hat er doch bestimmt seine Börse voll.»

«Nein, nein... er hat kein Totengeleit...»

«Kein Totengeleit?»

«Nein, kein Totengeleit... Er war ein Dieb...»

Ein Zittern schüttelte den greisen Körper. Sie sahen alle miteinander stumm zu Boden.

Draussen heulte es schauerlich. Und wenn es verhallt war, war es so still, dass man das Schnewasser von den Kleidern des fremden Alten tropfen hörte.

Schweigen. Es war ein trauriges Schweigen.

Dann aber stöhnte es plötzlich in wildem Weh auf:

«... aber es ist doch mein Kind.»

Dona Encarnacão wischte sich die Augen. Auch Tuila und ich konnten die Tränen nicht zurückhalten.

Sie besprachen sich mit Blicken. Sie wollten ihm schnell eine warme Suppe aus Bienenhonig und ein Nachtlager richten. Er merkte es und wehrte heftig ab:

«Nein, nein Senhora, muito obrigado... Ich muss gleich weiter ins nächste Dorf... Morgen muss die Börse voll sein...»

«Weiter wollt Ihr, weiter? Aber es ist doch stockdunkle Nacht. Ja, und hört ihr denn nicht...» —

Tuila faltete entsetzt die Hände und bettelte:

«Nicht weiterwandern... Bei der heiligen Mutter Gottes, hört ihr denn nicht, wie die Wölfe heulen?»

Wie die Wölfe heulen... Das also war es, was Dona Encarnacão mir vorhin verschwiegen hatte.

Das ist nicht der Wind, Senhor, das sind nicht die Hunde... nein, es sind die Wölfe...

Es war ein qualvolles Schweigen, das das Schweigen brach.

«Mir tun die Wölfe nichts, Senhora. Nein, mir tun die Wölfe nichts...», und dann rang es sich wie ersterbend von seinen Lippen: «Nein, einem Mörder tun die Wölfe nichts.»

Tuila verbarg ihr Gesicht in den Händen und lief fort. Dona Encarnacão machte das Zeichen des Kreuzes. Der Alte lag auf den Knien. Sein Blick folgte Tuila. Ihr Entsetzen war sichtlich eine Marter für ihn. Da hatten seine armen, alten Augen Tränen. Und es waren nicht nur seine Augen, die weinten. Wir fühlten es alle, da weinte ein Herz.

«Er war mein jüngster Sohn, mein liebster Sohn... Wie oft hat er auf meinen Knien gesessen... Wie oft ist er auf meinen Schultern geritten... Er war so ein liebes Kind...»

Der Glanz einer vergangenen Glückseligkeit huschte über die vergrämten Züge. «Und nun haben sie ihn alle ausgezogen... Kein Mensch sprach mehr mit ihm... Kein Mensch sah mehr nach ihm... Er war ein Dieb geworden... Warum, warum, o heilige Mutter Gottes... warum

musste ich auf meine alten Tage das noch erleben... Und da... da habe ich ihn... selber... mit dieser Hand... sie hat ihn so oft gestreichelt, ach, er war so ein liebes Kind...»

Er bohrte seine Faust in die Brust, dorthin, wo das Herz liegt. Dann schrie er auf wie ein todwundes Wild und sank in sich zusammen.

Draussen heulten die Wölfe. Und die Winde pfiffen vorbei wie Häscher. Stolz richtete sich der Greis auf:

«Wir haben allzeit selbst gerichtet in unsren Bergen. Aber ich gehe hinunter nach Braganza. Freiwillig. Ihr braucht mich nicht zu holen... aber ich muss doch erst für ihn sorgen... Für seine letzte Reise... Er war doch mein Sohn...»

Seine letzten Worte erstarben im Sturm. Und ihn selbst verschlang die weisse Finsternis.

Wir blieben die ganze Nacht über auf. Sie hatte alle Kerzen vor dem ewigen Lämpchen angezündet und knieten und beteten abwechselnd davor.

Ich sass in meinem Winkel wie versteinert. Traurige Gedanken gingen mir durch den Sinn. Bilder und Gedanken, die um das Schicksal jenes fremden Menschen kreisten. Und dazwischen tauchten Erinnerungen auf. Kleine, wunderliche Eindrücke, die mir nun blitzartig erhellt worden waren. Fragten nicht selbst die vertrauensseligen Leute in Minho, ehe sie jemanden hereinliessen, erst allemal:

«Wer ist da? Wer seid Ihr? Was wollt Ihr?»

Hier hatten wir an alle möglichen Türen geklopft, nie rief es anders als «Entre quem el! Herein, wer es auch sei...»

«Wozu braucht man draussen eigentlich Unterschrift und Siegel und derlei Dinge? Das Wort ist doch Gewähr genug. Wir halten es hier alle so, auch bei grossen Verkäufen und bei wichtigen Verträgen, die hundert Jahre und mehr Gültigkeit haben», hatte uns Dona Encarnacão gelegentlich gesagt. Wir waren eines Tages an einem prachtvollen Pferdestall vorbeigekommen. Es standen sehr viele schöne Pferde darin. «Zu welchem Hof gehört dieser Pferdestall?» — «Zu welchem Hof... er gehört uns allen...»

«Ich verstehe. So bekommt Ihr euer Geld von ihnen allen.»

«Mein Geld? Ich bin kein bezahlter Knecht.» Jetzt plötzlich verstand ich.

Was für ein Land! Die Wälder, die Wiesen, die Bäche, sie gehören allen. Und nun verstand ich auch das: einer von ihnen hatte betrogen. Und

das ganze Leben hier «hinter den Bergen» ist doch auf unbedingtes Vertrauen aufgebaut.

Er wurde nicht angezeigt. Er wurde nicht von Polizei oder Gericht bestraft. Er wurde von der Gemeinschaft bestraft. Er wurde ausgestossen.

Möglich, dass er es ertragen hätte. Sein Vater aber war in Ehren weiss geworden. Er konnte es nicht ertragen. Und so musste der Sohn sterben.

Ja, besser einen toten Sohn als einen schlechten; ich weiss nicht, ob es Dona Encarnacão war oder Dona Tulia, die das geflüstert hatte. Der Sohn war tot, seine Schuld war getilgt. Aber seine Menschen, die Menschen seiner Heimat, die er betrogen hatte, gingen auch an dem Toten vorbei. Und die Börse für seine letzte Reise würde leer bleiben. Ich hatte schon lange von dieser seltsamen Tradition des Totengeldes gehört, das aus lauter Kupfern der Liebe bestehen muss. Aber wie fest der Glaube daran verankert ist, das vermochte ich erst jetzt mit leisem Schaudern zu ermessen. Und als ich darüber nachsann, stand ich mit einem Male selber an jenem letzten Ufer. Ich hörte die Ruder in das schwarze Wasser stossen, und ich sah den düstern Fährmann näherkommen. Ich sah ihn mit harten Augen den Kopf schütteln und wortlos seinen Nachen wieder abstossen. Er nahm mich nicht mit in das schöne Totenreich ... auch ich hatte keinen Obulus ...

Dann war plötzlich helles Licht um mich. Ich hatte geträumt. Der düstere Fährmann, von dem ich soeben geträumt hatte, war niemand anders gewesen als der Fährmann Charon vom Styx.

War er nur zu mir gekommen? Oder kam er öfters hierher, wo man noch heute an ihn oder an seinesgleichen glaubte?

*

Der Morgen war sonnig und heiter.

Beim Mittagsglöckchen trug man den fremden Greis ins Dorf hinab. Er lag auf einer Bahre aus Pinienzweigen. Seine Kleidung war blutig und zerfetzt. Er war tot.

«Sie haben ihn angefallen? Und er ist doch ein Mörder!»

«Sie haben ihn angefallen. Er ist kein Mörder.»

So raunte es zwischen zitternden Gesichtern.

Man hatte ihn mit Weihwasser besprengt. Man hatte ihm die Hände fromm zusammengelegt. Man hatte ihm ein Kruzifix hineingeschoben.

Ich aber sah nur immer jene Vaterhand, wie sie eine kleine Geldbörse umklammerte, diese kleine Börse, die dem verlorenen Sohn den Weg in die himmlische Seligkeit sichern sollte.

K. Kuprech

S C H N E E F A L L

*Schnee rieselt, fällt
Zur Dämmerzeit.
Bald ist die Welt
Schon eingeschneit.*

*Der Weg ist ganz
von Weiss verhüllt.
Doch innerer Glanz
Den Blick erfüllt.*

*Wenn alles dicht
Von kühlem Flaum,
Blühn Blau und Licht
In meinem Traum.*

*Geh ich hinaus
Tret' ich hinein,
Ich darf zuhause
Im Innern sein.*

Einige wollten feststellen, wer er war. Sie wollten ihn mit seinem Sohn begraben. Aber alle umliegenden Dörfer gaben vor, nicht darum zu wissen. Das verwunderte mich. Sie alle verwunderten sich nicht.

Welches Bergdorf wird einen ehrlosen Sohn sein eigen nennen? Denn ein ehrloser Sohn ist kein Sohn mehr ihrer Berge.

In der folgenden Nacht trug man das stille Vaterherz zu Grabe. Sie kamen trotz der Weglosigkeit von weit her aus allen Bergdörfern. Es waren gar viele, die ihm die letzte Ehre geben wollten.

Nie werde ich vergessen, wie das Totenglöcklein klagte. Und nie werde ich vergessen, wie die Berge plötzlich anfingen zu leuchten. Es war ein grosses Leuchten. Es war, als hätten sie sich geöffnet und zeigten ihr Herz, ein Herz aus purem Golde ...

Die alten Leute sagten, das sei das Seltsamste gewesen, was sie je erlebt hätten. Und sie haben so manches Seltsame erlebt in ihrem langen Leben, die Alten hier «hinter den Bergen».